bule zuerst von Arsenik zu reden anfang, ihr eine Unze verkauft hatte. Nachdem sie das Gift über Nacht unversiegelt bei sich behalten, liess sie es in ihrer Gegenwart im Garten bei einigen Stiefmütterchen-Pflanzen ganz oberflächlich vergraben, angeblich, um die Schnecken von den gedachten Pflanzen zu vertreiben. Wir enthalten uns jeder Nutzenanwendung, der Fall spricht zu deutlich, als dass derjenige Leser sie nicht von selbst finden sollte. (*Berlinische Nachrichten.*) B.

3) Ueber deutsches und schweizerisches Apothekenwesen.

Von Carl Heerlein.

Nachstehende Seiten wurden veranlasst durch Dr. Graevell's Kritik der „Reform der Medicinalverfassung Preussens vom Geheimen Med.-Rath Schmidt“ Diese Kritik berührt auch die Apotheker mit einigen Worten, welche in der Elberfelder Zeitung Eingang gefunden haben.

Da nicht jeder pharmaceutische Leser Gelegenheit haben wird, Kenntniss von den Ansichten des Herrn Verfassers über Apotheken zu erlangen, in denen vieles Wahre und Interessante liegt, so halte ich es nicht für überflüssig, die die Apotheker berührenden Worte des Verf. hier in Abdruck wieder zu geben und einige Bemerkungen nachfolgen zu lassen.

Herr Dr. Graevell sagt in seinem Buche in dem Abschnitte der Armen-Krankenpflege, nachdem er die Bildung eines allgemeinen Krankenvereins besprochen hat, Seite 294, wie folgt:

„Die Kosten der *ärztlichen Hilfe* würden den Krankenkassen nicht hoch zu stehen kommen, weil diese eine *fest besoldete* sein würde. Anders dürfte es mit den Kosten der *Apotheken* ausfallen, die ihrer Natur nach mit einer festen Besoldung nicht abzufinden sind. Da wir aber, so lange mit blosser *Luft* und *Wasser*, oder mit blossen *magnetischen Hauchen* noch nicht alle Krankheiten auf das *Kürzeste* geheilt werden, oder *homöopathische Streukügelchen*, die bekanntlich bei Makronen- und Bisquit-Mägen Wunder thun, sich auch bei den an Knoblauchswurst und Schwarzbrod gewöhnten *Leibern wirksam* erwiesen haben, die Arzneien aus der Apotheke nun einmal nicht entbehren könnten, so würde, selbst bei dem *sparsamsten* und *eingeschränktesten* Gebrauche derselben, bei den *trozt aller Ermässigung immer noch übernatürlichen Preisen derselben*, dieser Umstand in der That einigen Grund zur Besorgniss abgeben können. Es ist eine bis jetzt noch *zweifelhafte Frage*, was von dem *Privilegium* der Apotheken zu halten sei. Der Staat verlangt, dass 1) der Apotheker *qualificirt* sei, er legt ihm 2) *gewisse Verpflichtungen* auf und schreibt ihm 3) eine *bestimmte Taxe* vor. Der Staat thut das Nämliche beim Arzt und doch *privilegirt* er ihn deshalb nicht. Es ist also kein Grund einzusehen, warum er nicht beim Apotheker auch *ohne Privilegium* dieselben Zwecke erreichen sollte. „Ja,“ sagt man, das *Privilegium* ist den Apothekern zu ihrem würdigen Bestehen *nothwendig*.“ Da jedoch der entgegengesetzte Versuch bisher noch nicht angestellt worden, so bleibt es immer noch zweifelhaft, ob der Staat *ohne Privilegium* nicht vielleicht noch *viel würdigere* Apotheker besetzen würde. Denn *Concurrenz* bleibt einmal in allen Dingen nütz-

lich, warum sollte sie es absolut bei den *Apotheken allein* nicht sein? Der *preussische Staat* besass bei 5080 Quadratmeilen und über 15 Millionen Einwohnern im Jahre 1843 (Statist. Tabellen des preuss. Staates, von Dieterici) 1403 Apotheken, so dass durchschnittlich nur auf $3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und beinahe 11,000 Einwohner eine Apotheke kam. Dieses ist jedoch eben nur das Ergebniss des allgemeinen Durchschnitts. Im *Einzelnen* stellt es sich noch ganz anders. Im Regierungsbezirke Oppeln z. B. kam nur auf 19,391 Einw. eine Apotheke. Im Fürstenthum *Neuenburg* dagegen kam auf 2406 Einw. eine Apotheke; und doch müssen die Apotheker dort wohl auch bestehen können. Welch ein Abstand zwischen 19,391 und 2406! Der *preussische Staat* besitzt daher keineswegs eine für das Bedürfniss der Patienten, geschweige für die Bequemlichkeit des Publikums ausreichende Zahl von Apotheken, denn um diesen Zweck zu erreichen, müsste mindestens auf $1\frac{1}{2}$ — 2 Quadratmeilen und auf 5 — 6000 Einw., auf jeden der *ärztlichen Bezirke*, von denen wir nachher reden werden und welche diesen Grenzen ungefähr entsprechen, ebenso wie ein *Arzt* auch gleichfalls eine *Apotheke* kommen. Aber um die vermeintliche Würde der Apotheken aufrecht zu erhalten, müssen die armen Patienten dahin schmachten! Man muss es selbst mit durchgemacht haben, welche Noth es auf dem Lande hat, wenn oft erst in 3, 4 bis 5 *Stunden* eine Arznei zu erlangen ist, um begreifen zu lernen, welch ein Schaden für das gesammte Land in dieser dürftigen Vertheilung der Apotheken liegt. *Unter den 500,000 Menschen, die jährlich im preussischen Staate sterben, stirbt mindestens jährlich ein halbes Tausend an einer Krankheit, die in den statistischen Tabellen nicht mit aufgeführt ist, nämlich an dem Privilegium der Apotheken, oder, um es vorsichtiger auszudrücken, an der schweren Geburt neuconcessionirter Apotheken!*

Doch ich will hier nichts erörtern, was *zweifelhaft* bleiben könnte, nein ich will nur eine Frage stellen, deren Beantwortung durchaus *nicht zweifelhaft* bleiben kann, ob nämlich der Staat, wenn er den Apotheken durch ihr *Privilegium* bereits einen bedeutenden *Absatz sichert*, ihnen für diesen Absatz dann auch noch *Procente* gestatten müsse, die alles Andere, was sonst bei Waarenverkäufen üblich ist, weit übersteigen? — „Ja, sagt man, diese Procente sind dem Apotheker nöthig, weil ihm so vieles *verdirbt*, was er gleichwohl immer *gut* vorrätzig haben soll.“ Nun gut, so werfe man doch diesen ganzen Wust von *leicht verderblichen* Stoffen aus der Apotheke hinaus und bemühe sich, dieselben Arzneimitteln in *haltbareren* Formen darzustellen. Ist etwa das *Morph. acet.* minder wirksam, als das *Extract. opii?* oder ein *Extract* des *Chelidoniums* von erspriesslicherer Wirkung, als eine *Tinctur* desselben? Der Staat handelt sehr ungerecht gegen den Apotheker, wenn er ihm auch nur *ein einziges* *Recept* ohne Vergütung zu bereiten zumuthet. Aber der Staat handelt noch viel ungerechter gegen das Publikum, wenn er dasselbe seine Arzneien fortwährend zu *übernaturlichen* Preisen zu beziehen nöthigt, bloss, weil man sich nicht bemüht, dieselben in *zweckmässigeren* Formen darzustellen. So lange dem Kranken ein gewöhnlicher *Salpetertrank*, der ihm das Fieber der Lungenentzündung kühlt, noch über 3 oder 4 Groschen, oder alle Arznei, die er den Tag über braucht, durchschnittlich mehr als 5 bis 6 Groschen zu stehen kommt, so lange ist das nicht erreicht, was ich den *natürlichen Preis der Arzneien* nenne. Man vergleiche einmal die jetzigen Preise derselben hiermit, die dem

Apotheker an *Glas* und *Stöpsel* und beim *Dispensiren* der meisten Pulver noch einen Verdienst von 100 Procenten sichern, um mit Recht über den gewaltigen Abstand zu erschrecken und einzusehen, wie viel hierin noch zu thun übrig bleibt.“

Da das vorhin erwähnte Zahlenverhältniss der Apotheken zur Seelenzahl in No. 9. 1847 der Elberfelder Zeitung übergegangen war und dadurch der Laie über das Institut der Apotheker noch mehr zu irrigen Ansichten sich hingezogen fühlen konnte, so unternahm ich im gesammten Interesse der Pharmacie als eine im praktischen Leben Vieles fördernde Wissenschaft und als eine im Staate nothwendige Anstalt in No. 32. derselben Zeitung folgende Erklärung: In No. 2. der *Kölner Zeitung* nehmen wir durch einen Artikel aus Berlin Kenntniss von dem Erscheinen eines Werkchens, in welchem die Schmidt'sche Reform der Medicinalverfassung in Preussen einer Kritik unterworfen wird. In der Elberfelder Zeitung lesen wir aus dieser Broschüre einige Seiten abgedruckt über die Apotheken, deren inneres Wesen der Herr Verfasser jedoch nicht zu kennen scheint, da er, nebst einem grossen Theile des Publikums, in jenen noch immer Goldgruben erblickt! Ob dieses der Fall ist, oder nicht, kann sich männiglich überzeugen in: Dr. Probst's Beleuchtung der Verhältnisse der deutschen Apotheker zum Staate, zur Gesetzgebung und zum Arzte. Heidelberg 1841. Es liegt durchaus nicht in unserer Absicht, alten Privilegien und quasi Monopolen das Wort reden zu wollen. Wenn aber, wie der Herr Verf. meint, in Neuenburg wirklich auf circa 2000 Seelen eine Apotheke zu rechnen sei, woran wir indessen stark zu zweifeln uns erlauben (wenn nicht vielleicht diese Zahl auf die *Stadt Neuenburg* angewandt ist), so wäre dieses Verhältniss der einzige Fall in allen übrigen Kantonen der Schweiz, deren Apotheken in der Mehrzahl, so wie ihre Medicinaleinrichtungen überhaupt aber, wie die Frankreichs und anderer Länder, nicht als Muster aufgestellt werden können — im Gegentheil dienen die *Medicinalverfassungen Deutschlands allen übrigen Staaten zum Vorbilde!* Kramladen, wie in der Schweiz, Parfümerie- und Conditorladen wie in Frankreich, hören auf, Apotheken zu sein — sie müssen zur Beruhigung des Kranken das sein und bleiben, was sie in fast allen deutschen Staaten dormalen sind. — Es kann hier nicht der Ort sein, näher auf die Sache einzugehen, und wir wollen einstweilen nur den Herrn Verf. auf eine nächstens erscheinende populäre Schrift über das Apothekenwesen aufmerksam machen. Nicht zu verkennen ist aber, dass der geehrte Autor für die gute Sache des Volkes kämpft und können wir nur wünschen, dass sein schöner Vorschlag den in der That sehr beachtenswerthen Anklang finden möge, nämlich: *überall Vereine zu bilden, deren Glieder gegen eine geringe Beisteuer in Krankheitsfällen, und namentlich in der jetzigen drückenden Zeit, unentgeltlich die Hülfe des Arztes und der Apotheke beanspruchen können.* Floing in Frankreich hat bereits einen nachahmungswerthen Anfang gemacht. — Herr Dr. Graevell erwiderte hierauf in No. 43. der Elberfelder Zeitung: „Einen Artikel aus dem Bergischen (in No. 32 der Elberf. Zeit.), durch welchen ich auf einige Punkte in Betreff meiner Schrift über Reform der Medicinal-Verfassung Preussens aufmerksam gemacht wurde, habe ich, trotzdem er einige Missverständnisse enthielt, mit dankbarer Anerkennung gelesen. Der Einsender zweifelte an dem angegebenen Verhältniss der Apotheken in *Neuenburg*. Aus meiner Schrift aber konnte er wissen, dass diese Angabe nicht von mir, son-

dern von den statistischen Tabellen des preussischen Staates herrührt, die ich ausdrücklich als Quelle hierfür bezeichnet habe. Auch konnte mir wohl schwerlich die Absicht untergeschoben werden, ausländische Apotheken-Einrichtungen über die deutschen stellen zu wollen, wenn es mir nur darauf ankam, mit jener Angabe den grellen Abstand für die Bequemlichkeit des Publikums zwischen dem Verhältniss von 2406 Einw. und 19,391 Einw. auf eine Apotheke hervorzuheben. Der Einsender scheint ferner in den Vorschlägen für Billigkeit der Arzneien eine beabsichtigte Schmälerung des Einkommens der Apotheker erblickt zu haben und will daraus auf eine Unkenntniss mit dem „Wesen“ derselben schliessen, als wenn ich, wie ein grosser Theil des Publikums, noch „Goldgruben“ in denselben sähe. Je unerheblicher die bezeichneten Missverständnisse gegenüber der dankenswerthen Theilnahme, die sich in jenem Artikel aussprach, erscheinen, um so lieber ergreife ich die Gelegenheit, mich über das Letzte hier noch näher auszusprechen. — Wenn es auch eine traurige Wahrheit ist, eine Wahrheit, welche ich nicht unterlassen habe in meiner Schrift hervorzuheben, dass die Kenntniss der pharmaceutischen Einrichtungen im medicinischen Universitäts-Unterricht bisher gar nicht verbreitet war, so bin ich doch mit dem Wesen der Apotheken nicht so unbekannt, um nicht zu wissen, dass ihr Einkommen gegenwärtig zum Theil ein geringes und ihr Werth im Allgemeinen gesunken ist. Der Grund hiervon liegt zum Theil in der Verminderung des Arzneigebrauchs, zum Theil in dem Zinsenbedarf, welchen die hohen Ankaufs- und Betriebs-Capitalien in Anspruch nehmen, zum Theil auch in der Unsicherheit, mit welcher die Zukunft der Apotheken bedroht ist, da sich Jeder selbst gesteht, dass es bei dem Bisherigen nicht wohl bleiben könne. Wenn gleichwohl mit Recht den deutschen Apotheken der Vorrang vor denen aller übrigen Länder einzuräumen ist — und welcher gebildete Arzt wüsste den Vortheil nicht zu schätzen, dass er in den deutschen Apothekern würdige Mithelfer an dem Werke der Krankenpflege zu achten hat! — so dürfte dies Alles nur um so mehr Grund sein, auf die Punkte, welche bei den deutschen Apotheken, sowohl für ihr eigenes Bestehen, als die Bedürfnisse des Publikums noch zu wünschen übrig bleiben, hinzudeuten. In Bezug auf diesen Zweck ist als erste Inconsequenz das *Selbstdispensiren der Homöopathen* zu bezeichnen — ein Umstand, der zugleich auf diese Schule selbst als ein Nachtheil zurückfällt; *da sie nie zu einer vollgültigen Achtung gelangen wird, so lange sie ihre Verordnungen der Controle zu entziehen strebt.* Als zweite Inconsequenz muss die Gestattung eines Arzneihandels bei blossen Technikern, wie den *Zahnärzten, Hühneraugen-Operateurs* und Aehnlichen bezeichnet werden (während den *wissenschaftlichen Aerzten* derselbe untersagt ist!); als dritte Inconsequenz das *Selbstdispensiren der Thierärzte* und endlich als vierte die Erlaubniss des Verkaufs pharmaceutischer Mittel im *Materialhandel*. Die beiden letzten Inconsequenzen lassen sich aber nur beseitigen, wenn die Arzneien in den Apotheken ebenso wie im Materialhandel *zu den natürlichen Drogenpreisen* zu haben sind. Würde es hierdurch möglich werden, an die Stelle der Inconsequenzen die Consequenz eintreten zu lassen, so würden sich wahrscheinlich auch die Apotheker bei *mässigen Procenten* — *nebst einer billigen Entschädigung ihrer Arbeiten* — besser stehen, als bei den *jetztigen hohen*. Welchen Verlust erleiden z. B., um nur ein Mittel anzuführen, die Apotheker jetzt dadurch, dass der Leberthran beim Seiler und

Materialhändler wohlfeiler als bei ihnen zu haben ist! Das ist es, worauf ich in meiner Schrift hindeuten wollte. *Nicht eine Schmälerrung — nein, den Vortheil des Apothekers wünschte ich mit dem des Publikums vereinigt zu sehen.* Möglich aber wird dies erst werden, wenn sich Arzt und Publikum nicht mehr vor den Kosten der Arzneien zu scheuen brauchen. Ich wenigstens habe immer gefunden, dass die Apotheker am Besten fortkamen, die dem Publikum am meisten Erleichterung gewährten. Nach dem Gesetz zwar sollte hierin kein Unterschied statt finden; factisch aber ist dies anders. Ein Beispiel möge genügen. Die meisten Apotheker bringen, wie billig, zurückgebrachte Gefässe bei dem Recepte mit in Anrechnung. Manche jedoch unterlassen dies. Mich hat die Erfahrung gelehrt, dass sich die Ersteren bei ihrem billigen Verfahren besser standen, als die Letzteren bei ihrer Knauserei. Um indessen die Arzneien bei einem mässigen Procentsatz zu den natürlichen Drogenpreisen verkaufen zu können, ist noch ein anderer Punct zu beachten, nämlich der, dass die Apotheken vor leicht verderbenden Substanzen (besonders wenn sie theuer sind) und zweitens vor unnöthigen Zeitverlusten und Umständen durch eigene Fabrikation möglichst bewahrt bleiben. Ich habe daher nicht unterlassen, in meiner Schrift darauf hinzudeuten, wie dringend nothwendig es sei, dass der Staat Chemiker dazu anstelle, um für die Arzneikräfte möglichst haltbare Formen aufzufinden, damit die Apotheken nicht allein gegen die Verluste durch Verderben geschützt, sondern auch der eigenen Fabrikation möglichst überhoben werden könnten. — Dem Unwesen, dass die Apotheken durch häufigen Besitzwechsel nicht zum Gegenstande blosser Geldgeschäfte herabsinken, zu steuern, würde es vielleicht am zweckmässigsten sein, wenn der Staat oder die Gemeinden sämtliche Apotheken-Berechtigungen nach und nach an sich kauften, sie so lange, bis das Capital allmählig abgetragen wäre, zu einem mässigen Preise verpacketen und sie von da ab nur — gegen Caution — verwalten liessen. Dann erst wird das Ziel der Apotheken erreicht sein, wenn sie zu einem der Krankenpflege gehörigen Staats- oder Gemeindegut geworden sind. Dann würden die Arzneien die möglichste Wohlfeilheit, die Apotheker ihre würdigste Stellung finden können, wenn sie die Verwalter einer dem Gemeinwohl dienenden Anstalt sein werden.“

Dr. Graevell.“

Wenn wir nun auch den ehrenwerthen Herrn Verfasser in vielen Dingen gern beipflichten müssen, so sei es uns doch auch erlaubt widor manche Aussprüche desselben Einwendungen anzuführen, bei denen mich nicht der Apothekerstand als erwerbender, sondern nur das Gesamtwohl des Volkes und die Pharmacie als Kunst und Wissenschaft leiten.

Was nun zunächst ein richtiges Verhältniss der Zahl der Apotheken zu der der Bevölkerung betrifft, so muss sich dieses nicht sowohl nach Köpfen, als nach dem Wohlstande richten; bei dem jetzigen hohen Werthe der Apotheken ist eine Seelenzahl von ungefähr 10,000 auf eine Apotheke nicht zu gross. Ganz natürlich bleibt es aber, dass eine möglichst grosse Menge von Apotheken zur Bequemlichkeit der Population dient, dass es für die Bewohner einer grossen Stadt bequemer und angenehmer ist, in jeder Strasse, und für die des Landes in jedem Dörfchen eine Apotheke zu haben — ob es aber auch im wahren Vortheil, im Nutzen des Publikums und Arztes liegt, das ist wieder eine ganz andere Frage, die man ent-

schieden verneinen muss! Je mehr Apotheken, desto höher muss die Taxe sein, wenn man sie nicht auf *andere* Erwerbszweige verweisen will, wodurch der eigentliche Zweck der Apotheken mehr oder weniger gefährdet ist. Will man *billige* Arzneien haben, so darf man die Apotheken überhaupt nicht viel weiter vermehren, nein, man muss, um nicht mit Dr. Probst zu sagen sie zu vermindern, ihre Zahl wenigstens stehen lassen. Denn der Apotheker will so gut leben, wie jeder Andere auch; und wenn *Einzelne* auch einträgliche Geschäfte besitzen, so berechtigt das noch keineswegs, aus diesen *Einzelnen* einen Schluss auf *Alle* ziehen zu dürfen. Ich will damit durchaus nicht sagen, dass nicht noch hier und da ein weiteres Geschäft bestehen könnte, aber z. B. an eine *Verdoppelung* ist nicht gut zu denken. Man wirft gewöhnlich die Apotheken allesammt in Einen Topf; weil dieses oder jenes Geschäft bedeutend ist und anständig seinen Mann nährt, sollen es auch alle sein und dann schneidet man gern an der Taxe herum. Derselbe Fall ist bei den Aerzten, einer hat mehr Praxis als der andere; soll man nun deren Taxe deshalb herabsetzen, weil man gerade nur die mehr beschäftigten Aerzte im Auge hat? Was würden dazu die sagen, die selbst bei einer hohen Taxe noch aus eigenen Mitteln zusetzen müssen! Wer sein gutes Auskommen hat, dem möge man's immerhin gönnen. — Der Apotheker kann nicht wohl *geringer* gestellt werden. Nimmt man auch bei der Taxe die Procente von den Drogen weg, so muss man sie doch nothwendigerweise wieder auf die Arbeiten schlagen, und in diesem Falle könnte mancher Arzt aus Persönlichkeiten zum Ruin der Apotheke stets nur einfache Arzneistoffe verordnen, wo der Apotheker keine Arbeitskosten in Rechnung bringen dürfte. Man darf, gleichwie beim Arzt, das Recept nicht bloss nach seinem Papierwerthe gerechnet wird, auch bei den Apothekertaxen nicht nur an den Werth der Drogen denken, sondern ausser manchen andern erheblichen Gründen auch an die Garantie, die der Apotheker durch seine scientilische Bildung und Gewissenhaftigkeit leistet. Mit sehr wenigen Ausnahmen ganz unbedeutender Apothekchen gewährt die preussische Taxe den Apothekern eine Existenz, mit der sie zufrieden sein können, dass diese Taxe aber nicht übertrieben hoch für den Lebensunterhalt ist, kann man durch Rechnungen finden und sehr ausführlich in Probst's Beleuchtung der deutschen Apotheken. Was für ein Land gilt, gilt auch für das *andere* bei gleichem materiellen Wohle. Im *Durchschnitt* beträgt die Bruttoeinnahme der Apotheker im preussischen Staate höchstens 3500 — 3000 Thlr., wovon nach Abzug von Waareneinkäufen, Utensilien, Zinsen des Betriebskapitals, Gehalt und Kost für Gehülfen und Arbeitsmann, Steuern, Verlusten an bösen Kunden u. s. w. dem Apotheker für sich und seine Familie, wenn's gut geht, 900 Thlr. übrig bleiben; da er nun auch in seiner Wissenschaft nicht zurückbleiben soll und daher Auslagen für Bücher u. dergl. zu machen hat, so ist obige Summe doch wohl nicht zu *viel*? Es giebt freilich Apotheken mit doppelter Bruttoeinnahme und mehr, aber das sind nur wenige und die meisten (namentlich in kleinen Städten) bleiben *unter* 3000 Thlr., ja in einer gewissen *wohlhabenden* Gegend, die alle Stunden weit eine oder mehrere Apotheken hat, ist eine, die nicht einmal 600 Thlr. Umsatz haben soll, ohne dass diese einen minder moralischen Ruf hätte. Der Staat verlangt vom Apotheker Dienste, also muss er ihm auch zu leben geben. Er muss entweder die Existenzmittel für die Apotheken bezahlen, oder ganz und gar auf sie

verzicht! Was allenfalls bei letzterem herauskömmt, kann man in der Schweiz sehen. — Ob nun gerade die Privilegien den Tod von einem halben Tausend jährlich im preussischen Staate auf dem Gewissen haben, oder andere Ursachen, wollen wir dahin gestellt sein lassen; man wäre letzteres eher versucht zu glauben, wenn man als den Ausspruch von 130 Aerzten des Regierungsbezirks Düsseldorf in ihrer „Reform der Medicinal-Verfassung Preussens,“ Seite 76 liest. — Daher, dass manche Geschäfte schon sehr gering gestellt sind, kommt auch, vorzüglich an kleinen Orten, dass sie im Handverkauf ihre Waaren zuweilen nach der Arzneitaxe berechnen und sich wohl auch unterfangen mögen, zurückgebrachte Gläser bei Baarzahlung nicht weiter in Rechnung zu bringen, was übrigens gegen die Taxbestimmung ist und bestraft werden sollte. Anders sollte es hiermit sein, wenn Rechnungen erst nach 1, 2 oder noch mehr Jahren berichtet werden, in welchem Falle z. B. in Oesterreich Zinsen gerechnet werden dürfen. Wir können in manchen deutschen Staaten, wo eine Uebersahl von Apotheken ist, sogar sehen, dass solch' kleine Geschäfte die sichersten Schlupfwinkel für Pfscher und Quacksalber sind, bei Mangel an Betrieb mit harrender Ungeduld einer Ordination entgegen sehen und mit Freuden Receptchen von Pfschern bereiten, wovon hier eine getreuliche Copie:

Rec. Visc. querc. 3jj

Corall. pp.

Cran. human. just.

Cinnab. nativ. ana 3j

⊙ in fol. 3ß

Sterk. Pavon. mar. 3ß

Castor. anglic. gr. jx

m. f. pulv. divid. in aeq. part. No. XVIII.

In einer gewissen Stadt am Oberrhein (nicht im preussischen Staate), wo mehrere Apotheken sind, wurde noch nicht lange ein gar erbärmliches Geschäftchen, das ungefähr 1500 fl. Umschlag hatte, für 15,000 fl. (ohne Haus) verkauft, wodurch der neue Besitzer gezwungen war, die lächerlichsten Manöver zur Anlockung von Kunden und in allen Dingen die grösste Oekonomie anzuwenden, die ihn selbst veranlasste, statt weissen Zuckers braunen Kümmelzucker (Thomaszucker) zu Syrupen zu verwenden. Wenn das auch nun kein grosses Vergehen genannt werden kann, so ist es doch gesetzwidrig und sagt man einmal A, so folgt auch leicht B. Es ist daher noch ein grosser Uebelstand, dass die Apotheken, die doch wegen des Staates da sind, ohne besondere Aufsicht des Staates ge- und verkauft werden dürfen, oft zu Preisen, die ausser allem Verhältniss zum Ertrage liegen. Es müsste deshalb nothwendigerweise der Staat durch eigens angestellte Sachkenner jedesmal die Verkäufe von Apotheken beaufsichtigen lassen und eine gewisse Zahl als Norm — z. B. 5 — multiplicirt mit der Bruttoeinnahme als höchste Kaufsumme gelten lassen. Denn ausserdem wird in vielen Fällen der Apothekenwechsel als Wucher gelten müssen. Und daher kommt es zuweilen, wenn die Käufer alle möglichen Kniffe anwenden, um Kundschaft zu erlangen, die Bauersleute mit dem Zauberschnaps „Schnaps“ ködern und sonstige schmutzige Mittel anwenden. Von einer Apotheke Westfalens wissen wir, dass sie jährlich eine nicht unbeträchtliche Menge Brantwein zu diesem Behufe kredenzt. Zum Glück sind dergleichen Fälle nicht häufig und müssen auch immer mehr schwinden. Der Apotheker muss, wie der

Arzt, so gestellt sein, dass er nicht *genöthigt* ist, seinen Wirkungskreis durch niedrige, den ganzen Stand entehrende Mittel zu erweitern; er muss ohne Sorgen existiren können, um auch seinen Antheil der Wissenschaft bringen zu können; er muss nicht beengt sein, wenn er dem Höhern zustreben soll, denn ausdauernde Naturen, wie unser gefeierter Schiele, tauchen selten auf, der bei ungünstigen äussern Verhältnissen dennoch Grosses in der Wissenschaft geleistet und dauernden Ruhm sich erworben hat.

Wohl aber dürfte Mancher, der im Besitze einer rentablen Apotheke sich befindet, dieser sich mehr annehmen und überhaupt in seinem sorgenfreien Leben dem Stande mehr zu nützen suchen, sei es durch geistige oder andere Mittel. Denn *unversehlich* bleibt es immer, wenn Leute ihre sehr frequente Apotheke nur als milchgebende Kuh zu betrachten und in ihrem Egoismus nichts weiter als ihr liebes „Ich“ zu sehen gewohnt sind, weder ein Buch noch Journal in die Hand nehmen und daher von den neuern Entdeckungen Nichts gewahr werden, keine Anwendung davon machen können im Geschäfte zum Nutzen des Publikums und Arztes und zur Ausbildung ihrer Untergebenen! So kam es denn z. B., dass in einer (nicht preussischen) Stadt Mitteldeutschlands ein Apotheker zur *unrechten* Jahreszeit Kirschchlorbeerblätter aus einem herrschaftlichen Garten in der Nähe zu *Aq. laurocerasi* verwandte, von dem die Unze nun statt 3 nur 1 Gran Cyansilber lieferte, aber doch wie vorschriftsmässiges dispensirt wurde. Von alle dem — von der Zeit zum Einsammeln, von der quantitativen Bestimmung des Cyans mit Silber hat aber der gute Mann keine Kenntniss, obwohl er — Hof-Apotheker ist!! Ihm sind das Nebendinge, er ist Weltmann und huldigt nur den *noblern* Passionen des Spieles und der Jagd! — Dieses Beispiel mag beweisen, wie dringend nothwendig es ist, dass der Apotheker vom Staate angehalten sei, irgend einem pharmaceutischen Vereine anzugehören und wenigstens pharmaceutische Zeitschriften zu lesen, oder auch nur — durchzublättern. *Etwas* bleibt dann doch immer hängen! Schade, dass der Mann nicht diese Zeilen vor das vom edeln Rebensafte geröthete Angesicht bekommt — ich möchte ihm sonst zurufen unter Anderm, dass er gefälligst heisse Decocte und Infusionen nicht länger unter flüchtige Stoffe, als *Spirit. nitrico-aether.*, *Aq. laurocerasi* etc. mische, dass er sich den Aschoff, oder ein anderes Werkchen kaufe und darnach die vom Materialisten bezogenen Waaren zu untersuchen *lerne*! — Solche Leute, die nur ihr Sein im ewigen Haschen nach Vergnügungen suchen, oder arge Unkenntniss im Geschäft verrathen, ohne sich zu bemühen, einen Schritt vorwärts zu thun, wissen gar nicht, wie sehr sie gegen alle göttlichen und menschlichen Rechte sündigen!

Ueberhaupt muss es gerügt werden — *denn die Apotheken sind allein nur des Publikums und nicht der Apotheker wegen da* — dass manche Apotheker die vom Droguisten bezogenen Drogen und Präparate auf guten Glauben hinnehmen, in Büchse und Kasten thun, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie durch die analytische Chemie um ihre Güte zu befragen. Aus diesem Grunde fand Referent in einer Apotheke ein vom Materialisten bezogenes Kirschchlorbeerwasser, was auf die Unze 5 Gran Ag Cy² enthielt, also stärker war, als Vorschrift ist.

Sollte den Apotheken förmlich gestattet sein, alle ihre Präparate aus Fabriken zu entnehmen, so würden nicht allein bei der jetzigen pharmaceutischen Bildungsweise junge Apotheker entweder gar keine

oder selten Gelegenheit haben, Experimente, die doch die Hauptsache jeder Wissenschaft und vorzüglich der Chemie sind, zu sehen und selbst zu machen, sondern alle Wissenschaftlichkeit würde auch allmählig aus den Apotheken schwinden und diese zu blossen Dispensiranstalten herabsinken.

Dass man sich nicht genug von den von Droguisten erhaltenen Waaren überzeugen kann und selbst den Geschmack als kein überflüssiges Reagens ansehen darf, zeigte uns ein mit Meersalz — gleichviel ob absichtlich oder zufällig verunreinigtes — *Gummi arabicum*. Da dieselbe Erfahrung kürzlich auch Herr Hof-Apotheker Oswald in Eisenach in dieser Zeitschrift niederlegte, so scheint diese Sorte in mehrere Theile Deutschlands gerathen zu sein, denn ich machte diese Bemerkung vor 1½ Jahren in der preussischen Rheinprovinz. Mancher Apotheker vertraut zu leicht, oft nur aus Bequemlichkeit, dem Handlungshause, das er nicht anders als solid zu kennen gewohnt ist; es scheint mir daher und aus andern Gründen sehr rathsam, dass die Visitationen der Apotheken überhaupt in Deutschland nicht immer nur alle drei, vier u. s. w. Jahre und zu einer bestimmten Zeit, sondern weit häufiger und unvorhergesehen statt finden sollten. Nur der Verstand oder böse Absicht kann in den häufigern Visitationen der Apotheken eine Beschwerde erblicken. Sie müssen, wenn sie möglichst nützen sollen, plötzlich, wie der Wind aus heiterm Himmel kommen und jeden Tag zu erwarten sein; heute hier, morgen mehrere Meilen weiter, versteht sich nur von *Fachleuten*, die in sonst keinerlei Beziehung zu den Apotheken stehen; denn es liegt auf der Hand und die Erfahrung hat es satksam bewiesen, wie wenig sich *medicinae doctores* dazu eignen!

Wir zweifeln gar nicht, dass man künftig den Werth eines tüchtigen praktischen und theoretischen Apothekers im Staatsdienste erkennen wird, denn wer ist noch so vielseitig mit den Lebensverhältnissen vertraut, als ein tüchtiger Pharmaceut! Ihm gehen tausenderlei Dinge durch die Finger, mit Aufmerksamkeit betrachtet er den Anfang und Verlauf von hundert Fäden und weiss sie zu einem Ganzen zu verknüpfen. Denken wir uns einen solchen Naturforscher *in praxi* als Staatsdiener einst, der die Angelegenheiten der Apotheker bei den Behörden leitet, die Apotheken überwacht und revidirt, deren Verkäufe begutachtet, Concessionen nach Bedürfniss ertheilt oder einzieht, Dispensatorien und Taxen entwirft, die Einrichtungen und Waaren der Materialisten, Conditoren u. s. w. beaufsichtigt, Lebensmittel auf Verfälschung prüft etc. Ob man wohl jetzt, wo so vieles Mehl aus Amerika nach Europa gebracht wird, dasselbe aller Orten untersucht auf seine Güte, oder auf durch Gewinnsucht eingegebene Verfälschungen? Haben wir doch gelesen, dass amerikanisches Mehl mit Gyps oder Kreide vermengt nach England eingeführt wurde.

Ueberhaupt scheint uns der Materialistenstand zu wenig beaufsichtigt zu werden; sie haben Colonialwaaren, Victualien und Gifte ohne Ordnung über und neben einander stehen, wiegen bald diese, bald jene in derselben Waage, ohne dieselbe jedesmal zu reinigen, worüber man sich sogar im Publicum, und das mit völligem Recht, beklagt! Man braucht nur in ein solches Local zu treten, um zu sehen, wie die Ladenmamsells und Rosinen-Ritter mit gleicher Oberflächlichkeit Kaffee und Zucker, Sennesblätter, Glaubersalz und Bleizucker, giftige Farbe und Schnupftaback u. s. w. verkaufen. Man sage ihnen einmal, dass Bleizucker ein Gift sei — sie werden schier vor Ver-

wunderung die Hände über den Kopf zusammenschlagen und es kaum glauben. Es ist schon mehr als einmal vorgekommen, dass Bleizucker statt Glaubersalz verkauft wurde. Vor zwei Jahren soll in Elberfeld eine Vergiftung vorgekommen sein, wo sogar Arsenik unter Mehl beim Materialisten gekommen war! Soll man sich darüber wundern? Nein. Darüber aber muss Jedermann erstaunen, dass, wenn den Materialisten der Verkauf von Giften und Arzneiwaaren nun einmal gestattet sein muss, man von ihnen nicht wenigstens Kenntnisse von diesen Dingen, ein *Examen* verlangt!

Die Fama lässt in einer gewissen grossen und reichen Stadt im Herzen von Deutschland einige Aerzte eine sehr löbliche Sitte ausüben, welche, nachdem die dortigen Apotheker die üblichen Neujahrs-geschenke an dieselben zu unterlassen beschlossen hatten, aus kleinlicher Rache ihre Recepte von — Materialisten anfertigen lassen, von Menschen, die zwischen Arzneimitteln und Giften keinen Unterschied zu machen wissen. So weit kann der Leichtsinn sein schnödes Spiel mit den armen Kranken treiben! Kann dem Publicum damit gedient sein, Arzneien um eine Bagatelle wohlfeiler vom Krämer, als vom verantwortlichen Apotheker zu erhalten, und dafür nicht sicher zu sein, den Tod zu empfangen?! — Zuckerbäcker fabriciren ohne medicinische Kenntnisse und ohne Aufsicht Brust- und Wurmmittel, preisen sie in öffentlichen Blättern an mit Attestaten von Geheimrathen, Professoren und Doctoren! —

Den Apothekertaxen ist bei der jetzigen Apothekerkzahl im Ganzen nicht viel mehr abzuzucken, — will man aber für die weniger bemittelte Volksclasse billigere Arzneien und billigere ärztliche Hilfe, so möge am besten von den Behörden die Veranlassung ausgehen, dass zu diesem Behufe der arme Tagelöhner und kleine Handwerker, subalterne Beamte, Wittwen u. s. w. Krankencassen bilden. Man braucht dem Publicum nur Anleitung zu geben — denn das Volk will geleitet sein — und es wird die Sache mit Dankbarkeit aufgreifen! Die intelligenten Juden in Frankfurt a. M. und in Offenbach haben schon längst solche Vereincassen gegründet, an denen sich selbst Reiche betheiligen, wenn sie auch nicht immer Nutzen davon ziehen; sie haben ein Krankenhaus, wo Männer und Weiber, ausser Kindern, gepflegt werden, wenn sie es nicht vorziehen, im eigenen Hause zu bleiben, und erhalten auch Unterstützungen an Geld. Ein ähnliches Institut, nur nicht so umfassend, ist in Frankfurt unter dem Namen der niederländischen Gemeinde schon lange eingeführt, der selbst wohlhabende Leute angehören. So lange also die Apotheken noch Privateigenthum und nicht im ganzen Sinne des Wortes Staatsanstalten sind, säume man doch nicht, den Mitleid erregenden armen Kranken billigere, aber gleich gute Arznei zu verschaffen, ohne den Ruin eines zahlreichen und achtbaren Standes dadurch herbeizuführen! —

Wir wollen nun, wenn's gefällig ist, eine Reise in die Schweiz machen, in das an Naturschönheiten: an Schneebergen, romantischen Seen, brausenden Wasserfällen und einer lachenden Flora so reiche Land, wo Freiheit und Gleichheit — in der medicinischen wie politischen Puscherei ist! Dieses von der Mutter Natur so reichlich begabte Ländchen müsste das irdische Paradies sein, wenn seine Menschlein mehr Ordnung hielten. Manche Cantone der Schweiz haben sich in der Medicinal-Verfassung und in den Apotheken-Einrichtungen nach Deutschlands Staaten gerichtet, so die Cantone Bern, Aargau, Basel,

Schaffhausen; die ganze östliche Hälfte aber hat entweder minder gute Medicinal-Gesetze, oder übt sie wenigstens zum Theil sehr nachlässig. Vor Allem ist diesem ganzen Theile der schönen Schweiz der Vorwurf zu machen, dass seine Regierungen dem jämmerlichen Unfuge des Selbstdispensirens der Aerzte, der Thierärzte und aller Gattungen Quacksalber nicht längst schon Einhalt gethan haben, was Ursache ist, dass vielleicht die meisten Apotheker sich genöthigt sehen, um concurriren zu können, beim Dispensiren an Aerzte nach homöopathischer Weise zu verfahren. Alle Apotheken kann dieser Vorwurf nicht treffen, denn ich habe auch mehrere kennen gelernt, deren Einrichtung, gewissenhafte Geschäftsführung, Ordnung und Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen und keck den besten Apotheken Deutschlands zur Seite gestellt werden müssen. In Zürich z. B. will ich hier nur an die des Herrn Locher zum rothen Löwen in der Augustinergasse erinnern — um's Himmels willen aber nicht zu verwechseln mit der des Dr. Locher auf dem Neumarkt, weit und breit bekannt unter dem bezeichnenden famosen Namen »Extract-Locher«! Nur wenige Aerzte in den Städten befassen sich nicht mit der Dispensation der Arzneien; die meisten in Stadt und Land mischen selbst, oder lassen durch Frau, Kind, Knecht oder Magd die Heilmittel brauen, so dass selten ein Recept in die Apotheke gelangt und diese nur die pharmaceutischen Präparate an jene zu liefern haben. Viele Apotheker bereisen förmlich, wie die Droguisten in Deutschland, jährlich einige Male die Cantone, um den Aerzten, wie Thierärzten und Pfuschern, ihre Waare zu offeriren. Wer die *billigsten* Preise stellt, hat den meisten Absatz. Es ist begreiflich, dass jene Menschen nicht nach der *Güte* eines Arzneimittels fragen und auch im Entferntesten nicht im Stande sind, sich von einer guten Qualität Rechenschaft geben zu können, denn wie überall, weiss auch hier in der Regel *Aesculapii Filius* nichts von Chemie und Pharmakognosie, da er erstere nur in einem Semester mit *anhört* und von letzterer gar nichts erfährt. Da diese beiden Wissenschaften auch von manchen Apothekern in sehr geringer Qualität absorbirt sind, so ist es erklärlich, dass diese selbst, zum Theil auch schon der Concurrenz wegen, von ihren Quellen manches Schlechte und Verfälschte entnehmen; ja es ist nicht unwahr und ein furchtbarer Hohn auf die armen Kranken in der Schweiz, dass Droguisten sagen, was in Deutschland nicht wohl abgesetzt werden könne, sei immer noch ganz gut in diesem Lande unterzubringen! Da nun noch obendrein mancher Heilkünstler, der selbst dispensirt, theils aus Unkenntniss, theils aus Oeconomie beim Mischen sich leiten lässt, so wird der arme Patient nicht weniger als *drei/ack* betrogen! Daher mag es wohl öfters passiren, dass dem Kranken etwas ganz Anderes gereicht wird, als er erhalten sollte. So erzählte ein dortiger Apotheker, dass er einmal bei einem Arzte Gelegenheit gehabt habe, eine aus einer Apotheke bezogene *Tinct. Opii crocat.* zu untersuchen, deren Preis noch nicht den der dazu verwendeten Rohstoffe erreicht, dagegen aber auch kaum eine Spur Opium enthalten habe. Ausserdem, dass durch die niedrigen Preise, welche die *Aerzte selbst* den Apothekern stellen, diese oft gerade nicht zu den besten Sorten von Drogen gezwungen sind, kaufen aber auch noch jene die Vegetabilien von Wurzelgräbern und Kräutersammlern, die ihre Feldzüge nicht allein oft zur unrechten Zeit unternehmen, sondern häufig selbst ganz andere Pflanzen einsammeln. Sogar von herumziehenden, sogenannten Balsamträgern sollen viele *Landärzte* Pillen, Essenzen, Balsame,

Thee etc. wohlversiegelt und mit Gebrauchsanweisung kaufen, deren Inhalt ihnen gänzlich unbekannt ist.

Wenn man bei der Legion von Heilkünstlern aller Art überhaupt ihnen nun einmal freien Spielraum lassen und bei der Menge von Aerzten insbesondere diesen das Dispensiren nicht entwinden will, so sollten die betreffenden Schweizer Regierungen doch wenigstens jenen Balsammännern ihren verderblichen Handel nicht gestatten und die Aerzte bei hoher Strafe anhalten, ihre Medicamente nur aus Apotheken zu entnehmen, und die letztere bei empfindlicher Strafe veranlassen, ihre Experimente der mannigfaltigen Verdünnungen zu Grabe zu tragen und die Apotheker durch geeignete Visitationen von Sachverständigen allmählig auf einen würdigeren und den Hülfe suchenden Kranken mehr Sicherheit gewährenden Standpunct führen! Das sind jedoch *pta desideria*. — Und sollen einstweilen noch die Aerzte absolut die Arzneien selbst bereiten, so fragt sie doch beim Examen «ä chli» (ein bischen) nach Chemie, Waarenkunde und Receptirkunst! — Ja so, wer sollte denn in manchem kleinen Cantone in solchen Dingen examiniren?! — Könnt Ihr's denn gar nicht dahin bringen, dass sich mehrere Cantönchen in dergleichen Sachen vereinigen? Aber — der Cantönligeist, der Cantönligeist! —

Im Canton Appenzell-Innerhoden scheint nun gar die Heilkunst total Preis gegeben zu sein; wenigstens hört man von einem sogenannten Dr. K., der bloss Waare von Balsamhändlern führe, aber von weit und breit einen ausserordentlichen Zulauf habe. Und auf welchen Universitäten hat der Wundermann seine Gelehrsamkeit geschöpft? O, er war nur ein halbes Jahr bei einem Thierarzte in der Lehre, ist aber — sehr geschickt!? — Und mit solchen Leuten sind zuweilen wissenschaftliche Aerzte gezwungen — zu consultiren! — Eine Frau erzählte, als sie sich beim Wunderdoctor Rath's erholt, sei Einer mit einem kranken Ross, ein Anderer mit einem kranken Hunde angekommen; dem ersteren muss zur Ader gelassen, der letztere kastriert werden! — Im Canton Appenzell, theilte mir ein glaubwürdiger Mann mit, fand im vorigen Jahre eine bedeutende Untersuchung statt, indem ein Mädchen in guter Hoffnung, das bei einem Arzte in Pflege war, plötzlich starb; da dieser Fall im Publicum Aufsehen erregte, wurde der Medicus gefänglich eingezogen, der sich dann während der Untersuchung durch einen Stich entleibte. Ebenso sässe ein privilegirter Thurgauer Arzt schon seit mehreren Jahren im Zuchthause zu St. Gallen wegen Abtreibung einer Leibesfrucht, welches Geschäft immer noch viele Personen, namentlich weiblichen Geschlechts, betreiben sollen. Denselben Verdacht habe ich selbst in dem Lande der Freiheit geschöpft. Wie viele indirecte Morde mögen gar nicht zur Kenntniss der Welt gelangen, die bemäntelt und mit Erde bedeckt werden! — Solche Dinge sind in geregelteren Staaten freilich nicht zu glauben, so wenig wie folgende Stelle aus einem Briefe, deren Wahrheit mir mit eidlicher Versicherung bekräftigt wird von einem Manne, dessen Treue ich verbürgen kann:

»Im Sommer 1842 machte ich einen Besuch bei einem sogenannten Doctor B. in W., einem lieblichen, von Obstbäumen beschatteten und im Canton Schwyz gelegenen Dörfchen. Dieser Quacksalber befasste sich nur mit Menschenpraxis, obgleich er weiter nichts als Thierarzt und das nicht einmal war, denn er hat kein Examen gemacht. Er empfing mich sehr freundlich, wie

das so der Brauch ist bei dem muntern Völkchen in der March, und führte mich alsbald in seine Bude, denn einen bessern Namen verdient das nicht, was er »Apotheke« nannte. Hier lag nun ein wahres Chaos von Töpfen, Gläsern, Schachteln etc. bunt durch einander, Alles meist offen, und Gifte und Nichtgifte standen oder lagen neben einander, Alles mit einem Staube und Schmutze belastet, der im Laufe des Jahrs sicherlich nicht abgewischt ward und von der herüchtigten Unreinlichkeit der Märchler ein treues Bild lieferte. Von Signaturen an den Gefässen, wenn dem Zeug, das er dafür brauchte, wirklich der Name gegeben werden darf, war nichts zu sehen; B. meinte, er wisse ja auswendig, wo die Sachen stehen; Wagen wurden als überflüssige Dinge angesehen, und den ganzen Vorrath von Utensilien bildeten ein blecherner Löffel und kupferner Mörsel, nebst einer Reibschale, von welcher jedoch die Masse, woraus sie bestand, vor purem Schmutz unmöglich genau zu bestimmen war und in welcher alle Arten von Pulvern, Pillen, Mixturen u. s. w. verfertigt wurden. Während meines Aufenthalts daselbst kamen mehrere seiner Kunden; der Eine hatte, wie Dr. B. sagte, die Wassersucht, der Andere ein hitziges Fieber etc. *Infusa* von *Calamus* und *Valeriana* wurden gemacht, ohne den Topf, worin er sie ansetzte, zu bedecken. Als ich dieser Wirthschaft eine Zeitlang zugesehen hatte, wollte ich gehen, aber Dr. B. hielt mich mit den Worten zurück: »Wartet no ä chli, i moss i z'erst no öpis zeige, ihr werdet i g'wüss verwundern!« und streckte mir einen grossen beschriebenen und mit dem Amtssiegel von Schwyz versehenen Bogen Stempelpapier hin — und Freund! was meinst Du, dass der Inhalt dieses Papiers gewesen sei? Du wirst es mir nicht glauben, wenn ich Dir es sage, und dennoch schwöre ich Dir, mit meinen Augen habe ich gesehen und gelesen — dass die hohe und erleuchtete Regierung des Cantons Schwyz diesem Manne, der nicht im Stande war, eine Zeile, ohne eben so viele orthographische Fehler als Sylben zu schreiben, dem es mit dem Latein ging, wie Hänschen in Bürger's Abt von St. Gallen, diesem B., der nie eine ärztliche Prüfung bestand, der keine Pflanze, keine chemische Verbindung bei ihrem wissenschaftlichen Namen zu nennen wusste, kurz, der der roheste Quacksalber von der Welt war, erlaubte — als praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer im ganzen Bereiche des Cantons Schwyz zu fungiren!!!« —

Dass Aerzte und Pfscher ihre Arzneien sich nicht etwa billig bezahlen lassen, darüber stimmen die Klagen im Publicum überein. Die einfachste Salmiak- oder Salpeter-Mixtur kostet 8, 9, 10 und mehr Batzen (à = 4 Kreuzer). Wollte man sich desshalb auch an Gerichte wenden, das würde wenig helfen, zumal es die Leute nicht anders gewohnt sind und der Herr Doctor wohl mit im Regierungs- oder Grossenrath sitzt und selbst mit Gesetze dictiren hilft. Die einzige Strafe ist, dass sich die Frau Doctorin manchmal vergreift und statt mit Salpeter das Fleisch mit Salmiak oder Alaun einsalzt, was man dann erst am Tische entdeckt. Gar erbaulich sind die Recepte, die der Herr Doctor seiner Gemahlin zur Anfertigung schickt, wenn er gerade beim Schöppli politisirt:

Nimm aus der vierten Büchs' in der zweitletzten Reihe einen Kaffeelöffel voll, aus der untern Reihe von der andertletzten

10 Tropfen etc., fülle es mit warmem Wasser auf und lass' Dir 48 Kreuzer geben.

Es kommt auch vor, dass der Arzt für den Landmann die Mixtur nicht bouchirt, sondern aus weiser Sparsamkeit einfach mit Blase verbindet; es ist leicht zu denken, dass der Bauer sein Glas nicht jedesmal wieder verschliesst, und wenn sich also flüchtige Theile darin befinden, wird man nicht viel mehr auf Wirkung zählen dürfen.

Dass die Homöopathen ihr System nicht auch auf die Taxe anwenden, ist begreiflich; ein solcher liess sich für 24 Pülverchen à 10 Gran Milchzucker, oder 12 Unzen destillirtes Wasser, nicht weniger als 1½ Gulden bezahlen. Ein anderer ist ein gar gewissenhafter Schüler Hahnemann's, der ängstlich bei seinen Curen die unbedeutendsten Gerüche zu vermeiden strebt — aber den ganzen Tag die Cigarre nicht ausgehen lässt!

Wir wollen uns nun den Herren Doctoren zum geneigten Andenken empfehlen und den Apothekern unsere Honneurs machen.

Ueber die Apotheken der französischen Schweiz kann ich wenig angeben, und namentlich über die des Cantons Neuenburg wusste mir ein sehr geachteter und gebildeter Apotheker weiter nichts mitzutheilen, als dass er im vorigen Herbste in Locle — einem Marktflecken mit 7000 Einwohnern, — wo drei Apotheken sind, in der einen Cigarren kaufte, in der zweiten ihm eine Frau Zündhölzchen reichte und in der dritten nicht umsonst nach Schuhwichse fragte. Alle französischen Orte (der Schweiz) seien mit diesen Geschäften reichlich versehen, und man fühle sich nicht etwa nur nach dem Elsass oder nach Paris versetzt, sondern eher nach den südlichen Provinzen Frankreichs, wenn man diese sogenannten Apotheken besuche. — Genf's Apotheken sind gleichfalls, so viel mir bekannt, nach französischem oder Pariser Maassstabe beschaffen und man fabricirt dort einen *Sirap lafector* aus 3vj holländischem Syrup und gr.vj Quecksilbersublimat, welche Portion in Fläschchen für 5 Franken = 1 Thlr. 10 Sgr. verkauft wird. Auch mit einem Kindersafte wird dort ein ziemlicher Handel getrieben, bestehend aus *Syrup. sacchari* 3j, *Zinc. sulfuric.* gr.j und *Tinct. sacchari* q. s. Wie in Frankreichs Apotheken überhaupt, wird auch hier die Arzneiwaare nicht als Heilmittel, sondern als Handelsartikel betrachtet.

Der Canton Zürich zählte 1837 (s. *Anleitung die Schweiz zu bereisen von G. v. Escher. 1843.*) 231,576 Einw. und 18 Apotheken, nebst einer im neuen Hospital; davon kommen auf die Stadt, die mit den Vorstädten etwa 22,000 Einw. zählt, 12 Apotheken und die dreizehnte steht nächstens in Aussicht. Nach der Zählung von 1841 sind im Canton Zürich 234 Aerzte und Wundärzte, von denen vielleicht mindestens neun Zehntel selbst dispensiren, so dass auf etwa 1000 Seelen eine ärztliche Apotheke zu zählen ist. Dazu kommt nun noch eine Masse von Thierärzten, deren Zahl, wenn wir gut berichtet sind, im Jahre 1841 — 171 war! — Der Canton Zug hat bei 16,000 Einwohnern 2 Apotheken; Canton Glarus bei 30,000 ebenfalls 2; Canton Schwyz mit 40,000 Einw. eine, wenn diese nicht in der letzten Zeit ganz eingegangen ist; die Cantone Uri mit 13,519 und Unterwalden mit 22,571 Seelen haben, so viel zu erfahren war, gar keine öffentlichen Apotheken und ihre Heilkünstler werden aus Luzern und Zug mit Waaren versehen.

Wenn man eine ächt schweizerische Apotheke betritt, so erscheint sie auf den ersten Blick zwar wie andere auch, jedoch bei näherer

Betrachtung kann man öfters keinen grössern Unterschied als in Materialläden erkennen, z. B. dass Kasten, deren Inhalt Salpeter, Glaubersalz, Bittersalz, Magnesia etc. ist, unter und neben denen der Meninge, Silberglätte, des weissen Vitriols, spanischen Pfeffers u. s. w. stehen. Ich sah die Vorderseite der Kasten von *Cremor tartari*, Fenchelsamen mit Bleiweiss, das drüber steht, überschüttet; Vorrathsgefässe von Aether und andern sehr flüchtigen Flüssigkeiten mit sehr lose aufsitzen den Stöpseln und ohne Tecturen versehen; den grössten Schmutz an Utensilien und Büchern, Unreinlichkeit und Unordnung überall. Ein solch ordnungsliebender Apotheker ist den meisten deutschen Pharmaceuten, die in der Schweiz conditionirten, bekannt unter dem Titel »Schnierle«! — Recepte verlaufen sich selten in derartige Boutiken, die hauptsächlich nur mit Material- und Arzneiwaaren für Landärzte handeln. Die Gattin eines berühmten Naturforschers erzählte mir einst, dass während ihres Unwohlseins ihr Mädchen Nachts einmal in die nächste derartige Apotheke mit einem Recepte gelaufen sei, nach langem Klopfen aber endlich aus dem Fenster die kurze Antwort erhalten habe: »Nachts machen wir keine Recepte!« Das erinnert an einen alten corpulenten Apotheker in einem gewissen süd-deutschen Staate, der während seines Verdauungsstündchens nicht leicht in Bewegung zu setzen war, besonders wenn es sich nur um einige Kreuzer handelte. »Für 2 Kreuzer Camillen.« — »»Was? Comillen? Dos hoben wir gor nich.«« — »Kaini Comill'n hob'n's?« — »»Na, dos kenn' i gor nich.«« —

An einen Geschäftsgang, der nur im Entferntesten an Wissenschaftlichkeit streifte, ist meistens gar nicht zu denken; viele Apotheker sind nichts mehr als Krämer, die mitunter nicht einmal Apotheker, sondern Aerzte oder Kaufleute sind, die aber, im Canton Zürich wenigstens, einen examinirten Provisor halten müssen. Der leidigen Concurrenz wegen wird da nicht selten folgendermaassen verfahren: Safranpulver wird aus schon extrahirtem Safran, oder aus Safran und mehreren Theilen Saffor bereitet; extrahirte Quackenwurzel wieder getrocknet; Rhabarberpulver aus *Rad. rhei gallic*, deren Preis sehr gering ist und die gemeiniglich von Genf bezogen wird, woran — äusserte sich ein Apotheker — doch noch etwas zu verdienen ist; man kauft das Pfund für höchstens 2 Gulden und setzt es an den Arzt für 5 bis 6 Gulden wieder ab. — Unter *Extract. graminis* muss man Zucker mischen, aber ja keinen holländischen Syrup, denn diesen kann man herausriechen! Ein Landarzt erhielt ganz regelmässig statt Mandelöl einen Krug voll Mohnöl, Alles wegen der Concurrenz; dito Sägespäne, Mehl unter *Pulv. gentian*, etc. zu Viehpulver. Unerreichbar ist aber ein Extractfabrikant, den die Fama u. A. aus 2 Pfd. Rhabarber 6 Pfd Extract bereiten lässt! — Bei der Verfertigung einer Ordination wurde das Extract schimmelig, das Wasser flockig und der Syrup total sauer gefunden. Hält man eine Musterrung in den chemischen Präparaten, so finden wir eine kupferhaltige Essigsäure, ein Kirschchlorbeerwasser, das sechsmal schwächer als vorschriftsmässig ist u. s. w. Meistens ist die preussische Pharmakopöe eingeführt; jedoch laborirt man auch nach Magristalformen, nach denen eine doppelt starke *Tinct. stramonii* zu finden war, von der man schnell ab- und zur preuss. Pharmakopöe überging, da diese sie ja *billiger* verlangte.

Doch genug davon! Wir wollen jetzt nur noch einem *Doctor medicinae et chirurgiae* versichern, dass *Aethiops martialis*, das er

uns in der Meinung, es sei »blausaures Eisen,« zurückbringt, wirklich das erstere ist; und einen kürzlich examinirten Apotheker, der *Magnesia usta* statt *Sapo jalapinus* — ein damit signirtes Gefäss enthielt erstere — unter eine Pillenmasse knetete und zu dessen Habilitirung wir überhaupt den Eidgenossen gratuliren, recht sehr bitten, nicht gar zu arg zu wirthschaften! Aber — die Concurrenz?! —

Mit dem Wunsche, dass die Schweizer Regierungen den ganzen Unfug bald einmal einsehen mögen, kehren wir über den Bodensee wieder zurück, nachdem wir noch das *Caffeehaus* des Apothekers N. in N. besucht haben, wo wir in dem New-Yorker Wochenblatt der deutschen Schnellpost vom 28. Januar 1847 folgende Anpreisung lesen:

Auszehrung! Auszehrung!

»Doctor Swayne's zusammengesetzter Syrup von wilden Kirschen, für Husten, Verkältung, Auszehrung, Schwierigkeit im Athmen, Schmerzen in der Brust, blauen Husten, Lufröhr-Entzündung, kurzum alle diejenigen Krankheiten, welche eine Neigung zur Auszehrung haben oder dahin führen möchten. Denjenigen, welche diese Medicin gebraucht haben, brauchen wir deren Tugenden nicht zu beschreiben: als eine sichere Familien-Medicin ist sie nicht übertroffen worden. Dem Geschmack angenehm, wird sie ihrer stärkenden Eigenschaften wegen von solchen Personen gesucht, deren Nervensystem geschwächt ist und die mit Kitzeln im Halse geplagt sind, um Stimme und Kehle zu stärken und zu reinigen. Diese Medicin wird die nachtheiligen Wirkungen des Mercuri heben und den Gallengang wieder in Ordnung bringen.

Die wunderbaren Curen,

welche durch Dr. Swayne's *zusammengesetzten Syrup von wilden Kirschen* bei Lungen-Auszehrung, Husten, Verkältung, Lufröhr-Entzündung, Schmerzen in Seiten und Brust, wehem Hals, Blutspeien, Leberkrankheiten u. s. w. bewirkt sind, hat die Verwunderung aller derjenigen erregt, die deren erstaunenswürdige Wirkung gesehen haben. Keine Medicin, von den frühesten Zeiten her, liefert etwas Aehnliches; die beinahe wunderbaren Curen, welche diese Medicin bewirkt hat, sind beispieillos.

(Folgen zehn Niederlagen in New-York.)

Dr. Swayne's Bureau ist an der Ecke der achten und Race St. Philadelphia.« —

4) Ueber den medicinischen und pharmaceutischen Unterricht in Spanien; von Orfila.

Von den spanischen Gesetzen und Institutionen in Beziehung auf wissenschaftlichen Unterricht haben wir in Deutschland meistens nur sehr unvollkommene Kenntnisse; man weiss nur, dass sich die Spanier bei ihrer gelehrten Ausbildung nicht übereilen; dass sie, um die Universität zu absolviren, mehrere Jahre gebrauchen, als bei uns üblich und gesetzlich ist, dass sie übrigens fast in allen Fächern grosse Gelehrte aufzuweisen haben und viele altberühmte und zum Theil gut eingerichtete und reich dotirte Universitäten besitzen. Wie haben ein